

Geschirr, seine Augäpfel wölben sich dunkel und heiß, mit dunklen heißen Kehllauten singt er vor sich hin: Oh, my Banjo dog... Dann hört er zu singen auf, seine Zähne graben sich tief in die wulstige Unterlippe...

Aber Buhabu findet Blumen in ihrem Zimmer, Azaleen- und Magnolienzweige, sie findet das Zimmer in Ordnung gebracht, ihre Schuhe geputzt. Hin und wieder sind auch kleine Geschenke da: eine Flasche Parfüm, ein Lippenstift, Bonbons, einmal sogar ein Armreif aus buntem Porzellan. Buhabu ist es gleichgültig, woher die Geschenke kommen. Sie schminkt sich, retuschiert Lippen und Augenbrauen, macht die Fingernägel zurecht, wäscht die zweite Hemdhose im Waschbecken; mit der Maniküre und der Kammerjungfer ist es ja vorläufig nichts. Sie liest keine Magazine mehr; es ist alles gleichgültig. Nur John, der Boß, ist ihr unbehaglich. Nicht, daß er grob wäre. Er macht den Mund überhaupt selten auf. Aber sein Blick ist immer auf ihr. Wie zwei gläserne Steine, starr, unbeweglich, schief liegen ihm die Augen in dem gelben Gesicht... Einmal, wie sie die Treppe hinaufgeht, kommt er ihr nach, sie fühlt seinen Blick im Nacken, dann steht er neben ihr. Seine Hände kommen langsam aus den weiten Ärmeln hervor, Hände von der Farbe angerauchten Meerschaums mit spitzen Nägeln wie Krallen... Da öffnet sich die Türe, den starken, jungen Oberkörper entblößt, kommt der schwarze Bill aus der Küche. Er trägt einen Eimer mit schmutzigem Spülwasser und summt mit heißen dunklen Kehllauten vor sich hin: Oh, my Banjo dog... Dann sieht er Buhabu und Johns gelbe Hände...

Der Chinese lacht. Ein lautloses Lachen, so wie die nickenden Götter seiner Heimat lachen. Die Hände kriechen in die Seidenärmel zurück, er geht in sein Zimmer, das Buhabu noch nie betreten hat und aus dem immer ein seltsamer Geruch kommt, nach Tee, nach Opium, nach fremder, farbiger Haut...

Am nächsten Tage findet Buhabu auf ihrem Tisch wieder ein Geschenk: ein kleines blitzendes Ding, einen Revolver. Sie steckt ihn zu sich und trägt ihn seitdem unter dem Kleid, in der Tasche, in der sie ihr Geld verwahrt...

*

Es ist an einem Abend, an dem der schwarze Bill nicht im Hause ist. Er ist ausgegangen, in einem neuen Anzug und einem steifen runden Hut. Hannah soll heute einmal nach Herzenslust Eiscreme essen und Charleston tanzen, Hannah, sein braunes Mädels, die in letzter Zeit so viel geweint hat. Ja, es gibt solche Dinge, die machen einem das Herz schwer. Bill weiß es. Und darum geht er heute mit Hannah tanzen, in der heißen, heißen Nacht von Los Angeles.

Es ist wirklich ganz besonders schwül. Buhabu kann es kaum mehr in dem stickigen Gastzimmer aushalten. Ein schwedischer Matrose hat sie aufgefordert, ihm Bescheid zu tun, jetzt liegt er besoffen unterm Tisch, und auch die anderen sind so voll, daß sie nicht merken, wie Buhabu hinausgeht. Sie ist bloß ein wenig benommen und der Kopf tut ihr weh...

Warum sie überhaupt in Johns Zimmer gegangen ist, das sie doch noch nie betreten hat? — Mein Gott, er ist eben an der Türe gestanden und hat gesagt, daß er ihr etwas Schönes zeigen will. Und wirklich gibt es in Johns Zimmer viele schöne Dinge zu sehen. Wenn man hineinkommt, schaut es zwar erst ganz leer aus, so kahl, daß man sich nicht einmal erklären kann, woher der hartnäckige Geruch nach Tee und Opium kommt. Geflochtene Matten auf dem Boden, Matten vor den verschlossenen Fenstern, eine Ampel von der Decke herabschwebend. Sonst nichts. Kein Stuhl, kein Tisch, kein Schrank. Aber dann ist das Zimmer plötzlich voll abenteuerlicher und hübscher Sachen. John hat sie aus Wandkästen hervorgenommen, aus dem Fußboden gezogen, aus Nischen hergebracht. Es sind bemalte kleine Götzen